

»Israëlietisch Kerkgenootschap« (dem jüdischen Gemeindezentrum), in der die Tagung stattfand, gaben die katholischen, protestantischen und jüdischen Gemeinden der Niederlande (OJEC) zu Ehren der Gruppe einen Empfang.

Der Vorschlag wurde angenommen, dass der 20. Jahrestag der Erklärung über die Juden, Nostra aetate Nr. 4, des Zweiten Vatikanischen Konzils gefeiert wird, um den seither erzielten Fortschritt zu würdigen und für die Zukunft zu planen.

Es folgt eine Liste der offiziellen Delegierten und der eingeladenen Teilnehmer von beiden Seiten.

Jüdische Teilnehmer:

Vertreter des IJCIC: Dr. Gerhart M. Riegner (Genf); Fritz Becker (Rom); Dr. Ernst Ludwig Ehrlich (Basel); Theodore Freeman (New York); Prof. Jean Halpérin (Genf); Rabbiner Wolfe Kelman (New York); Dr. Joseph Lichten (Rom); Rabbiner Marc A. Tannenbaum (New York); Dr. Geoffrey Wigoder (Jerusalem); Rabbiner Walter S. Wurzbarger (New York).

Auf besondere Einladung: Oberrabbiner René Samuel Sirat (Paris); Rabbiner Jordan Perslson (Toronto); Rabbiner Norman Solomon (Birmingham).

Sprecher: Prof. Gordon Tucker (New York); Avraham Burg (Jerusalem); David Kessler (Paris).

Vertreter der jüdischen Gemeinden in den Beneluxländern: Oberrabbiner Emmanuel Bulz (Luxemburg); Robert Groszman (Brüssel); Dr. E. M. Wikler (Amsterdam); Rabbiner L. B. van de Kamp (Den Haag); Rabbiner A. Soetendorp (Den Haag).

Katholische Teilnehmer:

Kardinal J. Willebrands (Präsident des CRRJ); P. P. Duprey (Vizepräsident des CRRJ); Msgr. Jorge Mejia (Sekretär des CRRJ); Dr. Claudio Mario Betti (Italien); Dr. Eugene J. Fisher (USA); Most. Revd. Francis J. Mugavero (Bischof von Brooklyn); Abbot O'Hamels (Belgien); Revd. B. Dupuy OP (Frankreich); Rev. Prof. Riccardo Tonelli (Rom); Ms. Marloes Arendsen (Amsterdam); Deken Joseph Keet (Amsterdam).

3 Zum Gedenktag des Holocaust (6. Mai 1984):

Die »halbjüdischen« Kinder von Berlin im NS-Deutschland*

Die Liste der antijüdischen Gesetze und Verordnungen im Nazi-Deutschland war endlos.^{1, 2}

Schon 1920 proklamierten die Nazis in ihrem Parteiprogramm, dass alle deutschen Juden Ausländer wären. Fünfzehn Jahre später folgten dann die sogenannten Nürnberger Gesetze, die den deutschen Juden die Bürgerrechte nahmen und sie zu Menschen zweiter Klasse degradierten.

Durch zahllose neue Verordnungen, verstärkt durch »spontane« Ausbrüche von Gewalttaten und Pogromen, wurden die Juden ihres Eigentums beraubt, aus dem bürgerlichen Leben ausgeschlossen, und das Recht zu arbeiten wurde ihnen verwehrt! Zu Tausenden schickte man sie in Arbeits- und Konzentrationslager und schliesslich zur Vernichtung. Deutsche Juden wurden nicht in Ghettos getrieben, aber aus den besseren Wohnvierteln ver-

bannt. Es war ihnen verboten, Theater oder Konzerte oder öffentliche Parks zu besuchen, und sie wurden gezwungen, den gelben Davidstern ab dem 6. Lebensjahr zu tragen. Sie wurden konsequent von der deutschen Bevölkerung isoliert. Sie lebten in ewiger Angst vor brutalen Haussuchungen sowie Verhaftungen durch die »Schnapper« (= spezielle Polizeipatrouillen), die Haus für Haus die Strassen nach Deserteuren, Spionen und Untergrundkämpfern durchsuchten.

Jüdische Kinder und Jugendliche wurden dort hart getroffen, wo es am meisten schmerzte – ihn ihrem Recht auf Bildung. 1942 wurden alle Sonderschulen für jüdische Kinder geschlossen und die Jungen ab 12. Lebensjahr gezwungen, in Fabriken, auf den Feldern usw. zu arbeiten. Und so geschah es, dass 200 Berliner Jungen und Mädchen dem Weissenseer Friedhof zugewiesen wurden. Unter ihnen befand sich eine 13jährige, Lieselotte M., einziges Kind einer Mischehe, eines jüdischen Vaters und einer deutschen Mutter. Ihr Leben zu Hause und ihre Erfahrungen auf dem Weissenseer Friedhof von 1942 bis fast Ende des Jahres 1944, beschrieben in ihren schriftlichen Aussagen, fallen in zwei kurze, aber unterschiedliche Zeitspannen vor und nach der grossen Aktion vom März 1943 (der infamen Judenrein-Aktion in Berlin).

Der jüdische Friedhof in Weissensee, im Norden von Berlin, 1880 eingeweiht, erstreckte sich über ein Gebiet von vielen Quadratkilometern, und mit seinen Ahorn- und Lindenbäumen, hohen Pappeln, gewaltigen Evergreen, blühenden Hecken, Blumenbeeten und gut gepflegten Rasen gliederte er mehr einem immensen Privatbesitz als einem Friedhof. Viele bekannte jüdische Gelehrte, Männer der Wissenschaft und Literatur, Künstler und bekannte Rabbiner, unter ihnen Hermann Cohen, M. J. Berdishevski und Joseph Spier, fanden ihre ewige Ruhe dort. In den Jahren vor der Durchführung der antijüdischen Gesetze, als die Zahl der Berliner Juden die Höchstzahl von 165 000 erreichte (immerhin ein Drittel der gesamten jüdischen Bevölkerung des Landes), wurden die prächtigen Anlagen und die Tausende von Gräbern mit ihren beeindruckenden Grabsteinen von einer Anzahl Gärtner, Totengräber und Pfleger gehegt. Selbst bei Beginn des Zweiten Weltkrieges mit einem jüdischen Bevölkerungsrückgang bis auf 95 000, der sich rasch mit jeder Deportation bis auf 27 280 dezimierte, behielt der Weissenseer Friedhof bis März 1943 ziemliche Ähnlichkeit mit seiner einst gewohnten Schönheit.

Die Gräber wurden durch einen stark reduzierten Stab in Ordnung gehalten, sie wurden noch besucht von Verwandten und Freunden, Beerdigungen wurden noch in derselben stillen, würdevollen Form abgehalten, und einer der Blumenläden beim Eingang war für den Verkauf geöffnet.

Für die 200 jüdischen Jungen, dem Friedhof zugeteilt, wurde der Ort eine Insel des Friedens und der Sicherheit inmitten einer See des tödlichen Hasses und der Deportationsüberfälle. Eines der Paradoxa des Naziregimes war, dass kein Gestapo- noch SS-Mann je den Friedhof betrat, weder vor noch nach der grossen Aktion. Die jungen Knaben und Mädchen, vereint durch ihr Elendsabzeichen, den gelben Stern, und geschützt durch die grünen Grenzen den ganzen Tag lang, arbeiteten, indem sie den Gärtnern bei der Blumenpflege, der Pflanzung und Umpflanzung der Saat und der Gräberpflege halfen.

Lieselottes Erzählungen

Der ganze Ort bedeutete für uns keinerlei Entsetzen. Auf dem Friedhof waren wir glücklich, unseren Ängsten und Sorgen entfliehen zu können, welche uns draussen in jedem Moment unseres Lebens begleiteten.

* Mit freundlicher Genehmigung seiner Redaktion entnehmen wir folgenden Beitrag dem »Das Neue Israel«, Jg. 36, Nr. 11, 12, 13, Zürich, Mai (S. 12–13), Juni und Juli 1984, s. u. S. 98 f.

^{1, 2} vgl. dazu u. a.: Joseph Walk: Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat, in: FrRu XXXIV/1982, S. 101 f., sowie Zeittafel der Hitlerzeit, ebd. Sonderdruck aus XXV/1973, S. 3–15.

Hier konnten wir die angespannten Gesichter unserer Eltern vergessen und ihr qualvolles Ringen um die Existenz. Hier konnten wir unseren Hunger vergessen. Wir wuchsen schnell, und Hunger war unser ständiger Begleiter. Sicher, Mutter tat ihr Bestes, alles zusammenzukratzen, um einige Lebensmittel zu erhalten, aber alles, was unsere Familie zum Mittagessen hatte, waren schwedische Rüben und dazu ein paar Kartoffeln; unsere tägliche Brotration reichte niemals bis zum Abend.

»Gewehre machen uns stark, Butter macht uns dick«, donnerte der fette Reichsmarschall H. Göring (Radiosendung von 1936). Wie auch immer, nach einigen Jahren des »siegreichen Krieges« wurden die Deutschen mit der Lebensmittelrationierung konfrontiert. Wie auch bei den Juden wurden ihre Essensrationen auf das Mindestmass reduziert. Die Rationskarten für Juden waren durch ein rotes J (= für Jude) gekennzeichnet.

Die grosse Aktion

Die grosse Aktion fand zu einer Zeit statt, als eine Stadt nach der anderen in den besetzten Gebieten, beginnend mit Polen, entweder für judenrein erklärt wurde oder sich im Prozess der Judenreinigung befand. Als Folge dieser Judenrein-Aktion arbeiteten die Gaskammern und Krematorien von Auschwitz, Maidanek, Treblinka und der anderen Vernichtungslager auf vollen Touren. Der Schriftauszug von »Hitlers 10-Jahres-Krieg gegen die Juden« des Instituts für jüdische Angelegenheiten, vom amerikanischen jüdischen Kongress, New York 1943, S. 30/31, liest sich folgendermassen: »Bei einer Ansprache im Sportpalast im Februar 1943 machte Propagandaminister Goebbels einen bedeutenden Zungenarsch, der für einen Augenblick enthüllte, dass noch jener Vorhang der Heuchelei aufrechterhalten bleiben sollte. »Wir möchten die Juden ausrotten«, sagte er, um dann schnell »ausrotten« in »ausschalten« umzuwandeln. Am vorhergehenden Tag, dem 17. Februar, wurde den Deutschen zum erstenmal durchs Radio bekanntgegeben, dass die Massenausrottung der Juden durch die deutsche Besatzung in Osteuropa ausgeführt wurde. Die Deutschen waren im Bilde, dass Berlin Ende März 1943 judenrein sein würde.«

Lieselotte: »An jenem Morgen umstellte die Gestapo in einer gut organisierten Aktion Hunderte von Berliner Juden und verfrachtete sie von den Munitionsfabriken und anderen Werken, wo sie abgeschirmt arbeiteten und leicht durch ihren gelben Stern auszumachen waren, in verstreut liegende Sammellager der Stadt. Mein Vater, der als Ausbesserungsarbeiter bei der Reichsbahn beschäftigt war (er war Schriftsteller) und 32 Reichspfennig pro Stunde abzüglich der Judentaxe von 15% verdiente, kam auch nicht mehr nach Hause zurück.

Einem glücklichen Zufall zufolge befand sich Lieselotte am ersten Tag dieser Aktion mit einer Erkältung im Bett. Als ihre Mutter den Vorgesetzten von einer Telefonzelle aus anrief, um ihm Lieselottes Krankheit zu melden, wurde ihr gesagt: »Gott sei Dank, behalten Sie das Mädchen zu Hause. Etwas Schreckliches ist im Gange.« Und dann war die Leitung tot. Im gleichen Augenblick sah Frau M. den berühmten Möbelwagen Silberstein, der nahe bei ihrem Hause hielt. Der Häscher war zu einer falschen Adresse gesandt worden, und es wurde ihm von den Mietern erklärt, dass dort keine Familie M. wohne. Niemand gab freiwillig die Auskunft, dass die Familie M. im nächsten Haus lebte. Eine Ironie des Schicksals, dass der berühmte Lieferwagen Silberstein, der von einem bekannten jüdischen Umzugsgeschäft beschlagnahmt worden war und für die Abholung der Berliner Juden benützt wurde, auf folgenden Slogan lautete: »Zieh aus, zieh ein, mit Sil-

berstein.« Er galt als Reklame für Hunderte von deutschen Kunden.

Lieselotte: »Am nächsten Morgen hatte der Jüdische Mundfunk (Weg, auf dem die Nachrichten überall durchsickerten) die meisten der festgehaltenen Juden lokalisiert und benachrichtigte die Verwandten, wo man sie finden konnte. Der jüdische Mundfunk, dieser erstaunliche Verbindungsweg, der schnell und akkurat wie ein Messstab jede Neuigkeit aufzeichnete, die es gab, befähigte die Juden, die des Telefons und des Radios beraubt waren, untereinander in Verbindung zu bleiben. (Es war verboten, öffentliche Beförderungsmittel zu benutzen, ausser zu oder von der Arbeit.)³

Am Abend des 2. Tages sahen deutsche Passanten in verschiedenen Stadtteilen Schwärme von weinenden Frauen, die nichtjüdischen Ehefrauen und meine Mutter unter ihnen, die verzweifelt versuchten, ihre Ehemänner zu sehen oder wenigstens etwas Essen, saubere Wäsche oder Rasierzeug zu ihnen einzuschmuggeln. Die Polizei griff ein, um die Frauen zu zerstreuen, aber diese kamen immer und immer wieder. Schliesslich wurden die Pakete angenommen, aber sie erreichten ihre Empfänger nie.«

Mischehen

Das Gelübde, bis Ende März 1943 Berlin von den Juden zu säubern, war nicht ganz eingehalten worden. Von den 27 280 Juden bei Beginn der grossen Aktion verblieben bis Ende März 1942 etwa 18 513 (Anmerkung durch Yad Vashem). Da gab es einige Schlupflöcher in dieser sorgsam geplanten und unbarmherzig durchgeführten »Judenrein«-Operation: die Mischehen. Diese Ehen, bei denen es sich in der Mehrheit um jüdische Männer, verheiratet mit deutschen Frauen, handelte, bereiteten denjenigen Kopfschmerzen, die mit der Endlösung des jüdischen Problems betraut waren, speziell in Berlin.

Es war hier, wo die Assimilierung der deutschen Juden ihren Höhepunkt erreichte, und Mischehen waren in allen Sozialschichten zu finden. Viele der Nazi-Würdenträger und viele der führenden hohen Gestapo-Offiziere hatten ein Familiengeheimnis in ihren Safes – eine jüdische Ehefrau, einen Schwager, einen Neffen usw. Selbst viele nichtjüdische Partner lehnten es ab, sich von ihren jüdischen Ehepartnern scheiden zu lassen, und ignorierten die »freundliche Empfehlung« der Gestapo, so dass die letzteren entschieden, die Mischehen für die nächste Zeit in Ruhe zu lassen.

Da gab es möglicherweise andere Gründe für das milde Vorgehen gegenüber den Mischehen. Bei einer Gelegenheit, in einem Fall, kam Herr M. nach einer Woche Haft in einem Sammellager nach Hause. Er war zu einem weitabgelegenen, weniger gefährlichen Arbeitsplatz als bei der Reichsbahn versetzt worden. Man wies ihn zusammen mit ein paar anderen Juden an, die Archive der jüdischen Gemeinde zu sortieren und zu verpacken. Ihre Arbeitserlaubnis und Strassenbahnбилетте trugen den Gestapo-Stempel, den bestmöglichen Schutz und zur selben Zeit ein Beweis der völligen Ungereimtheit, Juden bei der Gestapo zu beschäftigen.

Nach der grossen Aktion

Bis zur grossen Aktion hielt man die Aktivitäten der jüdischen Gemeinde aufrecht, wenn auch in verringerter Form. Jetzt, auf einen Schlag, wurden das Personal der Gemeindeinstitution deportiert, die Gebäude von der Gestapo beschlagnahmt – ausgenommen davon blieben das alte Gemeindehaus mit seinen Archiven und das jüdische Krankenhaus, wo man kranke Juden pflegte, bis sie ge-

³ ebd., Juni, S. 13.

stärkt genug waren, um deportiert zu werden, sowie der Weissenseer Friedhof. Was von der einst blühenden jüdischen Gemeinde verblieb, war symbolisch genug – die Erinnerung an das Vergangene, die Krankheit und der Tod. Lieselotte: »Noch teilweise betäubt und benommen von den Ereignissen der letzten paar Tage, erfuhr ich einen weiteren Schock bei der Rückkehr auf den Friedhof. Die weite Anlage war plötzlich tot. Als ich sie vor einer Woche verliess, wimmelte sie von Arbeitern, jetzt war sie leer; nur acht Männer und zwei Jungen liefen verloren über das Gelände. Es war unglaublich und kaum wahr: Die Büroräume, die Telefonvermittlung, die Wohnung des freundlichen Rabbiners Levy im Anbau, alles war verlassen. Die Pflanzschule mit ihren Gewächshäusern und Blumenbeeten war vom Friedhof abgetrennt worden. Die Deutschen versuchten dort Gemüse anzubauen. Mit meinem 14jährigen Verstand kam mir zum erstenmal die volle Bedeutung der Welt um mich herum zum Bewusstsein. Und dennoch, die Arbeit musste weitergehen. Wenn es Tote gab, hatten wir sie zur Verbrennung vorzubereiten. Manchmal fertigten wir selbst Särge, überzogen sie mit Teer, gruben Gräber und kümmerten uns um ihren Schmuck. Bis Ende des Jahres 1944 wurden die Toten auf dem Weissenseer Friedhof noch mit Anstand begraben. Die Beisetzung der Urnen war eine zusätzliche Aufgabe, die man vom Friedhofspersonal verlangte. Die Urnen, die von solchen Orten wie Dachau, Sachsenhausen und anderen Konzentrationslagern geschickt wurden, bestanden aus Pappeckelkartons, verpackt in Holzbehälter. Man nahm an, dass sie die Asche von Gefangenen beherbergten, welche, mit nichtjüdischen Partnern verheiratet, entweder aus Versehen deportiert oder inhaftiert worden waren, weil sie gültige Gesetze und Massnahmen verletzt hatten. Der Friedhof hatte die nächste Verwandtschaft zu benachrichtigen und die Urnen in einem Feld beizusetzen, welches zu diesem Zwecke bereitstand. Wenn keine Beisetzungen stattfanden, beschäftigte man uns damit, alles in Ordnung zu halten, die Gebethalle und ein oder zwei kleine Gebäude zu reinigen und uns um die Anlagen zu kümmern.«⁴

Seltsames Tun

Auf dem Weissenseer Friedhof waren Dinge im Gange, die kein Gestapomann jemals geträumt hätte. Lieselotte: »An Rosh Hashana und Yom Kippur wurden heimliche Gottesdienste in einem der kleinen Gebäude vom Rabbi M. R. abgehalten, an denen Berliner Juden unter Lebensgefahr teilnahmen. Weissensee lag weit weg im Norden, und beides, Fahren (für Juden verboten) sowohl als Laufen, gebrandmarkt mit dem gelben Stern, war gleichermaßen gefährlich. An Sukkot fertigten wir, drei Jugendliche, eine Sukkah, gut verborgen hinter einer dicken Hecke.

Die acht Männer, einschliesslich des Rabbis, alle mit nichtjüdischen Frauen verheiratet, und die drei halb-jüdischen Jugendlichen waren in gewisser Hinsicht die Hüter der jüdischen Traditionen in jenem verlassenen Friedhof. Gerade der viele Hader war es tatsächlich, dass der Weissenseer Friedhof ein Bewahrer (Hüter) von Hunderten von Torarollen wurde (von der Polizei dort hingeworfen).« Für die zwei Jungen und Lieselotte, die niemals eine Gelegenheit gehabt hatten, eine Sefer Torah vom geschlossenen Bezirk aus zu sehen, war dies ein unvergessliches Erlebnis.

Das Leben zu Hause

Lieselotte: »Wir hatten in dem gleichen Appartement von

16 Etagenwohnungen 20 Jahre lang gelebt. Das unserige war die einzige Etage mit dem Davidstern an der Eingangstür, aber wir hatten ausserordentliches Glück mit unseren Nachbarn. Es gab nur ein eingeschworenes Mitglied der Nazi-Partei, eine ältere Frau, aber selbst sie entschied sich, uns zu ignorieren. Einige der Nachbarn drehten die Köpfe weg, wenn sie uns begegneten auf den Treppen, andere schauten uns mit verhüllter Sympathie an. Ich erinnere mich an zwei kleine Mädchen, von zwei verschiedenen Familien, die häufig bei uns klingelten und ohne ein Wort mir ein Stück Brot gaben, das sie in ihren Händen hielten – und dann wegliefen. Selbst der Hausmeister, offiziell ein Luftschutzwart und inoffiziell ein Spion der Partei, tat uns niemals etwas.

Unsere treue Freundin jedoch war Frau B., die Nachbarin der angrenzenden Tür. Sie war im Alter meiner Mutter, eine Dame mit einer scharfen Zunge und dem wärmsten Herzen. Es waren viele Stunden, die meine Mutter und ich in ihrer Wohnung verbrachten, Radio hörten, mit ihrer kleinen Tochter spielten, richtigen Kaffee tranken und immer etwas zu essen bekamen und etwas zum Nachhausemitnehmen für meinen Vater. (Vater verliess die Wohnung nie, nachdem er von der Arbeit heimkam.) Hier war der einzige Ort, an dem Mutter ausspannen konnte, ihr Leid ausschüttete und es auch für eine Weile vergass. Frau B. schwankte nie in ihrer Freundschaft zu uns: selbst nicht, als die Partei schreckliche Konsequenzen androhte, weil sie mit »unerwünschten Elementen« befreundet war. Der Abend zu Hause war kurz. Ich blieb auf dem Friedhof solange als möglich. Die meiste Zeit zu Hause verbrachte ich Bücher lesend. Mutter, eine »Arierin«, konnte sich frei in der Stadt bewegen. Sie war mein Bücherlieferant. Die Bücherwelt bedeutete für mich ein liebes, sicheres, fernegelegenes Land. Mit Beginn der Nacht jedoch mussten wir uns an uns selbst festhalten, der Luftangriffe wegen. Wir hatten niemals einen ununterbrochenen Nachtschlaf.

Wir, »die Feinde im eigenen Land«, waren in der seltsamen Lage, uns über die immer mehr zunehmende Gewalt des Bombardements zu freuen, wenn wir auch die Gefahr zusätzlich zu unseren eigenen Judenschwierigkeiten ertragen mussten. Bis 1944 machte ich noch einige Besuche bei ehemaligen Klassenkameradinnen. Mehrere Male schlich ich mich fort ins Kino – natürlich legte ich meinen gelben Stern ab – und suchte die Plätze auf, die weit weg von zu Hause und vom Friedhof lagen. Wenn jemand während so langer Zeit in ständiger Gefahr lebt, wird er nachlässig und sicher, dass nichts passieren würde. Einmal wurde ich beinahe geschnappt. Es wurde ein neuer Film mit Zarah Leander gegeben, und ich musste Zarah in ihrer neuen Rolle sehen. Sobald ich sass, hörte ich eine Mädchenstimme hinter mir: »Schau, hier ist das jüdische Mädchen vom Friedhof.« Ich geriet nicht in Panik, noch versuchte ich fortzulaufen. Ich blieb während der ganzen Aufführung sitzen und genoss sie sogar. Erst als die Lichter wieder angingen, kehrte ich zur Wirklichkeit zurück. Ich hetzte zum Ausgang, stiess die Tür auf und sprang in eine vorbeifahrende Strassenbahn. Ich sah keinen anderen Film mehr bis nach dem Krieg.

Die Luftangriffe nahmen an Stärke und Häufigkeit zu, die Engländer bombardierten bei Tag und die Amerikaner bei Nacht. Am Anfang wogen die Bomben nur 20 bis 40 kg, aber 1944 kamen die Luftminen, deren Druck die Häuser bis auf den Umkreis von mehreren hundert Metern zerstörte. Die Brandbomben wurden ab 1943 Phosphorbomben, die Feuer innerhalb einer breitgefächerten Fläche entfachten und Phosphor ausspien⁵.

⁴ ebd., Juni, S. 13.

⁵ ebd., Juli, S. 36–37.

Das Bündnis mit dem Tod

Es schien, als ob die Amerikaner und Engländer ein Abkommen mit der Hölle geschlossen hatten und ein Bündnis mit dem Tod. Niemand, der morgens zu Hause wachging, wusste, ob er eine Familie bei der Rückkehr am Abend haben oder ob er sein Haus noch stehend vorfinden würde. Die zunehmenden weiteren Luftangriffe waren gleichzustellen mit der antisemitischen wütenden Propaganda. Goebbels getreu Hitlers Grundsatz, dass grosse Massen leichter auf grosse Lügen hereinfallen als auf kleine, scheute vor keiner grausamen Geschichte noch Unwahrheit zurück, obgleich es kaum noch irgendwelche Juden in Berlin gab, gegenüber denen sie benutzt werden konnten. Jedesmal, wenn ein Luftangriff eine andere deutsche Stadt in Asche legte oder ein anderer Berliner Bezirk in die Luft flog, war dies natürlich das Resultat (die Folge) eines jüdischenglischen imperialistischen Angriffs der Alliierten, den verlorenen Krieg zu gewinnen, in dem sie unschuldige Frauen und Kinder ermordeten. Den Davidstern zu tragen wurde so gefährlich wie eine Dynamitbombe in seiner Tasche herumzutragen.«

Lieselotte: »Eines Tages, nach einem besonders heftigen Angriff, führte mein Heimweg durch die brennenden Strassen und Häuser, und ich lief an Hunderten von Berlinern vorbei, die von der Arbeit zurückkehrten. Ich war erstaunt, wie die Deutschen es handhabten, nach dem schwersten Luftangriff mittels Umwegen und Notbehelfen die Verbindung untereinander wiederherzustellen. Plötzlich sammelte sich eine Gruppe wütender Leute um mich herum: »Schaut, da ist eine von ihnen... seht sie an!« Und bevor ich begriff, was gemeint war, flogen die Steine. Ich begann zu rennen. Als ich einen geraumen Abstand zwischen mich und meine Verfolger gelegt hatte, riss ich den gelben Stern von meiner Jacke und beschloss, ihn nie und nimmer mehr zu tragen. Ich zog eine Deportation einer Steinigung vor. Mein Vater, der immer irgendein Gesetz befolgte, um dadurch von den Nazis als braver Mann belohnt zu werden, stimmte mir diesmal zu. Wir trugen unsere Sterne in unseren Taschen für alle Fälle, aber keine Schnapper hielten uns an.«

Ich bin daran interessiert, das tragikomische Ende von Lieselottes Geschichte aufzuzeichnen. Als die Russen im April 1945 in Berlin einmarschierten und die Zivilbevölkerung in verschiedenen Stadtteilen noch Schutz vor umherschweifenden Kugeln suchte, betrat eine kleine Gruppe von russischen Soldaten den Luftschutzkeller von Lieselottes Haus. Sie waren auf der Suche nach deutschen Soldaten. Herr M. stieg bereitwillig voran und erklärte, dass er Jude sei – und wurde brutal zum Ausgang getrieben von einem russischen Korporal. Den Russen war gesagt worden, dass keine Juden mehr in Berlin leben würden. Nur die Intervention und die Aussagen der deutschen Nachbarn sowie der Beweis des gelben Sterns an der Tür der Familie von Herrn M.s Wohnung retteten Herrn M. vor dem Zorn des russischen Korporals.

Was Lieselotte anbetrifft: Sie liess sich kurz nach dem Krieg in Israel nieder und nahm ihre deutsche Mutter mit sich.

4 Erklärung des Zentralrats der Juden in Deutschland zum 9. November 1984

Wir erinnern an die Pogromnacht 1938. Sie ist der sicherste Nachweis dafür, daß die Diskriminierung und Verfolgung der deutschen Juden vor aller Augen geschah. Darum ist die Diskussion, ob die Judenverfolgung und damit die Missachtung der Menschenrechte abseits der Öffent-

lichkeit geschah, längst hinfällig. Die Akteure und Brandstifter von damals haben sich selbst überlebt. Sie haben mitgeholfen, Europa an den Rand des Abgrundes zu bringen.

Eine neue Generation hat die Verantwortung im Staat und in der Gesellschaft übernommen. Sie hat die Pflicht, aus den Erfahrungen zu lernen und Bedingungen zu schaffen, die verhindern, dass Gotteshäuser niedergebrannt und Menschen vertrieben, gedemütigt und getötet werden, nur weil sie so sind, wie sie sind.

Mit der Missachtung der Person beginnt der Verfall der Humanität, und damit geht die Grundlage für die Demokratie verloren. Auch darum bekennen wir uns zur Humanität. Wir haben mit unserer Rückkehr nach der NS-Diktatur am Aufbau und der Entwicklung der Demokratie in der Bundesrepublik mitgewirkt. Wir haben Gemeinden und Synagogen wieder aufgebaut und gründen neue. Unseren Weg, den wir mit der Wiederbelebung jüdischen Lebens in der Bundesrepublik begannen, wollen wir konsequent fortsetzen. Voraussetzung dafür ist die Sicherung der Grundrechte und ein Klima der Toleranz und Freiheit in der Bevölkerung.

Es entspricht jüdischer Tradition, anstelle der Trümmer neue Synagogen zu errichten. Sie sind das Zentrum unserer jüdischen Gemeinschaft. Sie waren und bleiben die sicherste Garantie jüdischer Zukunft. Darum ist die Besinnung auf den 9. November 1938 ein Tag der Erinnerung und Mahnung an unsere Umwelt und eine Verpflichtung für uns selbst.

In: Allgemeine jüdische Wochenzeitung (XXXIX/45), Düsseldorf, 9. 11. 1984.

5 Ehrung für Dr. E. L. Ehrlich, Rabbiner Prof. Jakob J. Petuchowski und Dr. Gerhart Riegner

I Für Dr. E. L. Ehrlich*:

Dr. Ernst Ludwig Ehrlich, Religionsphilosoph, Schriftsteller und langjähriger Mitarbeiter der ALLGEMEINEN, wurde am 29. Mai 1984 vom Bundespräsidenten Prof. Karl Carstens für seine Verdienste um Versöhnung mit dem Bundesverdienstkreuz Erster Klasse geehrt. Er erhielt den Orden durch den deutschen Botschafter in Bern, Siegfried Fischer. Dr. Ehrlich ist gebürtiger Berliner, in der Schweiz ansässig und hauptamtlich Direktor des 19. europäischen Distrikts der B'nai B'rith.

* Vgl.: Allgemeine jüdische Wochenzeitung (XXXIX/23), Düsseldorf, 8. 6. 1984.

II Für Rabbiner Professor Jakob J. Petuchowski*:

Dr. Jakob J. Petuchowski, Forschungsprofessor für Jüdisch-Christliche Studien¹ am Hebrew Union College in Cincinnati, Ohio, wurde von Bundespräsident Carstens in Anerkennung seiner Verdienste um die Förderung jüdisch-christlicher Studien an deutschen Universitäten und seiner Bemühungen um eine engere Zusammenarbeit zwischen Juden und Christen in der Bundesrepublik Deutschland mit dem Bundesverdienstkreuz I. Klasse ausgezeichnet. Prof. Petuchowski ist in Berlin geboren. 1978 erhielt Prof. Petuchowski die Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät der Universität Köln als Anerkennung für seinen Rat und seine Hilfe bei der Errichtung eines Lehrstuhls für Jüdische Studien an der Universität. Der Bundesverdienstorden wurde Prof. Petuchowski am 11. Juli 1984 in Cincinnati von Generalkonsul Dr. Deutz, Detroit, überreicht.

* vgl. ebd. (XXXIX/29), 20. 7. 1984.

¹ s. u. a. u. S. 130, 154.